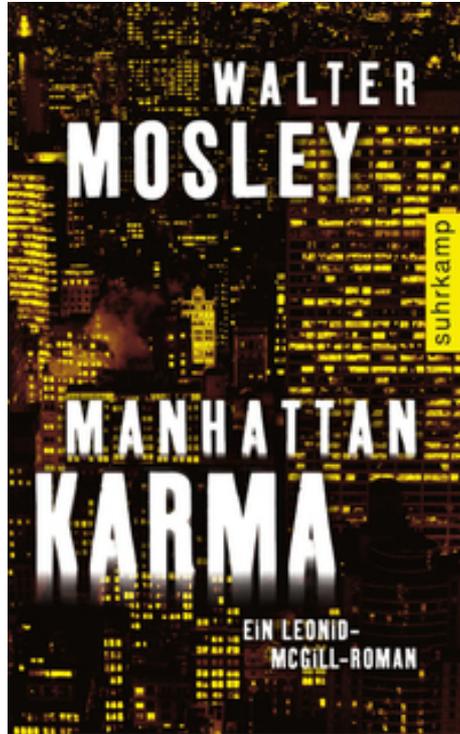


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Mosley, Walter
Manhattan Karma

Ein Leonid-McGill-Roman
Aus dem Amerikanischen von Kristian Lutze

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4255
978-3-518-46255-3

suhrkamp taschenbuch 4255

Schon als Waisenjunge hat Leonid McGill gelernt, dass man einstecken können muss, um in New York zu überleben – besonders, wenn man schwarz ist und einen seltsamen Namen hat. Leonid wurde Boxer. Aber er war für den Sport nicht gemacht. Also versuchte er sein Glück auf der Straße, arbeitete jahrelang als Schnüffler für den Mob. Heute ist er Anfang fünfzig, lebt mit einer Frau zusammen, die er nicht liebt, um für seine Kinder da zu sein, die er – mit einer Ausnahme – nicht gezeugt hat, und versucht, sein Geld endlich auf legale Weise zu verdienen. Doch für einen wie McGill ist es nicht leicht, von der schiefen Bahn abzukommen, denn seine Vergangenheit holt ihn immer wieder ein.

Walter Mosley, geboren 1952 in Los Angeles, wurde mit seinem ersten Roman schlagartig bekannt: *Teufel in Blau* wurde nicht nur von Präsident Clinton zur Lektüre empfohlen, sondern auch mit Denzel Washington erfolgreich verfilmt. Seitdem ist jedes seiner Bücher ein *New York Times*-Bestseller. Walter Mosley lebt in New York.

Kristian Lutze lebt in Köln und hat u. a. Bücher von Martin Cruz-Smith, Michael Robotham, Jenny Siler, Studs Terkel und Robert Wilson ins Deutsche übersetzt.

Walter Mosley

Manhattan Karma

Ein Leonid-McGill-Roman

Aus dem Amerikanischen von
Kristian Lutze

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe
erschien 2010 unter dem Titel
The Long Fall
bei Riverhead Books,
a member of Penguin Group (USA) Inc.

© 2009 by Walter Mosley

Umschlagfotos: plainpicture / L.B. Jeffries

suhrkamp taschenbuch 4255

Erste Auflage 2011

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich
ISBN 978-3-518-46255-3

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Manhattan Karma

1

»Verzeihung, Mr. ähm ...?«, sagte die dünne Empfangssekretärin.

Auf ihrem Namensschild stand babyblau auf weißem Grund nur: JULIET.

Sie hatte kurzes blondes Haar, das vorne länger war als hinten, und trug ein violettes T-Shirt, das, wenn sie aufstand, garantiert einen gepiercten Nabel entblößen würde. Hinter ihr erstreckte sich ein luftiges Großraumbüro mit zehn oder zwölf bunten Plastikschreibtischen, zwischen denen große Grünpflanzen verteilt waren. Die östliche Front zu meiner Rechten war komplett mit raumhohen Fenstern verglast, die nicht zum Öffnen gedacht waren.

Die versammelten Mitarbeiter von Berg, Lewis & Takayama waren ungeachtet ihres Geschlechts sämtlich jung und hübsch. Alle bis auf eine.

In der äußersten linken Ecke saß eine pummelige Frau unter einem EXIT-Schild. Sie hatte ungesunde Haut und einen eher praktischen Modegeschmack. Sie hielt den Blick gesenkt und arbeitete hart. Ich identifizierte mich sofort mit ihr.

Ich stellte mir vor, in dieser Ecke zu sitzen und alle anderen im Raum zu hassen.

»Mr. Brown ist nicht da?«, fragte ich, ohne auf Juliets Frage nach meinem Namen einzugehen.

»Er darf nicht gestört werden.«

»Könnten Sie ihm vielleicht eine Nachricht von mir überbringen?«

Juliet, die noch nicht einmal gelächelt hatte, als ich hereingekommen war, grinste nun beinahe höhnisch, als wäre ich von der städtischen Müllabfuhr und direkt von meinem Laster ins Weiße Haus spaziert, um eine Audienz beim Präsidenten zu verlangen.

Ich trug Anzug und Krawatte. Vielleicht war das Leder meiner Schuhe ein wenig matt, aber sie waren kein bisschen angestoßen. Kein Fleck verunzierte mein marineblaues Revers, aber wie die Frau in der Ecke war ich hier offensichtlich vollkommen fehl am Platz: ein Staubsaugervertreter unter hochbezahlten Anwälten, eine einfache Hausfrau inmitten einer Schar von *Playboy*-Bunnys.

»In welcher Angelegenheit wollen Sie Mr. Brown sprechen?«, fragte die rotznasige Kleine.

»Er ist doch Finanzberater, oder?«

Sie hätte beinahe geantwortet, entschied jedoch, dass es unter ihrer Würde war.

»Ich bin der Freund eines Freundes eines Freundes von ihm«, sagte ich. »Jumper hat mir gesagt, Roger könnte mir vielleicht ein paar Tipps geben, was ich mit meinem Geld machen soll.«

Juliet fing an, sich zu langweilen. Sie holte tief Luft und legte beim Ausatmen den Kopf zur Seite.

Es war nicht meine Hautfarbe, die sie problematisch fand. 2008 hatten die Leute in der Madison Avenue nichts mehr gegen dunkle Haut. Diese Frau hätte mit dem Gedanken spielen können, Obama zu wählen, wenn sie überhaupt wählte. Vielleicht würde sie auch in einem schicken Nachtclub, wo nur importierter Champagner und Kaviar serviert wurden, mit einem Rap-Star flirten.

Roger Brown war schwarz. Ebenso wie zwei Angestellte in dem luftigen Großraumbüro. Nein, Juliet mochte mich nicht wegen meiner großen schwieligen Hände und wegen meines schmucklosen Anzugs. Sie mochte mich nicht, weil ich fünf Zentimeter kleiner und knapp zwanzig Kilo schwerer war, als ein Mann sein sollte.

»Wenn ich Ihnen meine Karte hierlasse, sorgen Sie dafür, dass er sie bekommt?«

Nach einem weiteren Seufzer hielt sie eine Hand hin.

Meine fette braune Brieftasche war ohne Zweifel älter als die Kleine. Ich klappte sie auf und blätterte durch die falschen Visitenkarten, das typische Kennzeichen meiner Zunft. Ich entschied mich für eine, die ich nicht mehr gezückt hatte, seit eine Frau, die ich kaum kannte, zu meinen Füßen gestorben war.

ARNOLD DUBOIS
Van Der Zee Personal
und häusliche Dienstleistungen

Ich stützte mich auf ein Knie und nahm einen Stift von ihrer roten Schreibtischplatte.

»Hallo«, protestierte Juliet.

Ich kritzelte für Roger (*alias B-Brain*) Brown auf die Karte. Darunter notierte ich die Nummer eines verlorenen oder vielleicht auch gestohlenen Handys, das ich für genau diesen Job erworben hatte. Dann richtete ich mich wieder auf – locker und ohne zu ächzen, da die meisten meiner überschüssigen Pfunde aus Muskeln bestanden. Ich überreichte ihr die Karte, die sie mit spitzen Fingern entgegennahm.

»Ist das alles?«, fragte sie.

Genau in diesem Moment blickte die pummelige Frau in der Ecke auf. Ich grinste und winkte. Sie erwiderte die Geste mit einem leicht verwirrten Lächeln.

»Vielen Dank für Ihre Mühe«, sagte ich und tat, als würde ich mit der Frau unter dem EXIT-Schild reden. »Das bedeutet mir wirklich viel.«

Juliet saugte an einem Zahn und zog das Kinn ein.

Ich kann mich noch daran erinnern, als das nur schwarze Frauen gemacht haben.

Als ich die beiden Treppenabsätze zur Straße hinunterstapfte, dachte an ich an eine Zeit, in der ich mehr Druck gemacht hätte, um an dem Mädchen vorbei zu kommen. Ich musste Roger Brown nur einmal kurz zu Gesicht bekommen. Ich hatte kein Foto von dem Mann gesehen, wusste jedoch, dass er schwarz und Anfang dreißig war und eine kleine halbmondförmige Narbe unter dem rechten Auge hatte. Ein Blick hätte gereicht.

An einem früheren Punkt meiner beruflichen Laufbahn hätte ich wahrscheinlich etwas Drastisches unternommen, um dieses einfache Ziel zu erreichen. Vielleicht wäre ich laut geworden und hätte verlangt, ihren Vorgesetzten zu sprechen, oder ich wäre einfach an ihr vorbei gegangen und hätte in die verschiedenen Büros geguckt, bis ich auf Roger Brown gestoßen wäre oder auch nicht. Ich hätte im Flur Feueralarm auslösen oder sogar eine Rauchbombe in den Mülleimer stecken können. Aber diese Tage waren für mich mehr oder weniger vorbei. Nicht, dass ich es aufgegeben hatte, Privatdetektiv zu sein; das war alles, was ich konnte. Ich machte im-

mer noch belastende Fotos und spürte Menschen auf, die nicht unbedingt gefunden werden wollten. Ich entlarvte ohne besondere Schuldgefühle Betrüger und Schwindler.

Mit anderen Worten, ich ging immer noch meinem Gewerbe nach, machte mir aber neuerdings Gedanken.

In den Jahren davor hatte ich kein Problem damit gehabt, Menschen zur Strecke zu bringen, auch mit Hilfe falscher Beweise, wenn es das war, wofür der Kunde zahlte. Es störte mich nicht, wenn ein Unschuldiger ins Gefängnis kam, weil ich nicht an Unschuld glaubte – und Rechtschaffenheit keine Rechnungen bezahlt. Das war, bevor meine Vergangenheit mich einholte und, fluchend Blut auf meinen Teppich spuckend, starb.

Ich hatte nach wie vor eine Familie, die erwartete, dass ich für ihren Unterhalt sorgte. Meine Frau liebte mich nicht, und zwei meiner drei erwachsenen oder fast erwachsenen Kinder waren nicht von mir. Aber all das spielte keine Rolle. Ich hatte einen Job zu erledigen und mehr als eine Schuld zu begleichen.

Also hatte ich den Auftrag angenommen, vier Männer zu finden. Drei von ihnen hatte ich aufgespürt. Einer war tot, einer im Gefängnis, der Dritte wartete auf seinen Prozess. Von den vieren hatte es nur Roger Brown, wenn dies denn der Roger Brown war, den ich suchte, zu etwas gebracht, zu einem Leben, in dem ein hübsches, junges, weißes Mädchen seine Privatsphäre schützte und ihn in einer Firma, in der sich alle duzten, Mister nannte.

Vielleicht hatte ich Juliet auch so sanft angefasst, weil

ich mir Sorgen um Roger machte. Der Auftrag war mir als redlicher Fall präsentiert worden, ohne jegliches Interesse an Strafverfolgung. Aber wenn man drei verdorbene Äpfel findet, weiß man, dass irgendwo irgendwas faul sein muss.

Ich ging in der strahlenden Sommersonne die Madison Avenue entlang und hoffte, dass dieser Roger nicht der Roger war, den ich suchte; und selbst wenn, wäre ich froh gewesen, nie wieder von ihm zu hören.

2

Von der Upper East Side nahm ich ein Taxi zur 34th Street, ein Stück westlich der Penn Station. Gordo's Gym belegte den kompletten fünften Stock eines schmutzigen Backsteingebäudes, das irgendwann vor Joe Louis' K.-o.-Sieg gegen den Cinderella Man erbaut worden war. Mittwochmittags war der Ring leer, weil Gordos hoffnungsvolle Talente tagsüber irgendwo jobbten, damit sie ihre Proteine und die Spindgebühr bezahlen konnten.

Ich richtete mich in einer Ecke ein, wo ein schwerer Sandsack hing, direkt neben einem großen Fenster, das sich nicht öffnen ließ und dessen Scheibe so schmutzig war, dass man nicht hindurchschauen konnte. Aber ich kam ohnehin nicht wegen der Aussicht oder dem Geruch von Männerschweiß drei Mal die Woche hierher, und wegen der Gesellschaft schon gar nicht.

Ich zog mich an Ort und Stelle um, streifte meine dicken Lederhandschuhe über (die ebenfalls älter waren als Juliet), und arbeitete mich in einen Rhythmus der Gewalt, der mich in der morschen Infrastruktur meiner Stadt und meines Lebens im Gleichgewicht hielt.

Einen Punch zu setzen, ist das Yang eines Boxerlebens. Das Yin ist die Gabe, Schlägen auszuweichen. Den Yang-Teil beherrsche ich ganz gut. Jeder weiß es, aber nur wenige können es auch umsetzen: Ein guter Schlag kommt zuerst aus dem Fuß und setzt sich in einer Drehung der Hüften fort, bevor er im Arm, in der Faust und mit Glück am Kinn oder Brustkorb des Geg-

ners landet. Deshalb ist Boxen wie der schwankende, stampfende Tanz eines tapferen Schotten an einem taufeuchten Morgen in den Highlands.

Zwanzig Minuten lang führte ich meinen barbarischen Tanz auf, prügelte auf den großen Sack ein und ließ ihn manchmal gegen meine Brust pendeln. Seit ich mit dem Rauchen aufgehört hatte, war ich wieder besser bei Puste. Und ich musste mich gründlich auspumpen, um meiner Wut Luft zu machen.

Ich hasste Roger Brown und Juliet und so vieles, was ich im Laufe der Jahre getan hatte. Früher hatte ich damit leben können, weil ich mir einredete, nur Leute reinzulegen und in die Falle zu locken, die Gauner und irgendeines – meist schlimmen – Vergehens schuldig waren. Aber das ging heute nicht mehr.

Ich verpasste dem Sack Dutzende tödlicher Kombinationen, aber am Ende war ich geschlagen und musste mich keuchend auf den Knien abstützen.

»Nicht übel«, sagte eine vertraute, raue Stimme.

»Hey, Gordo.« Ich blickte nicht auf, weil ich nicht die Kraft hatte, den Kopf zu heben.

»Du weißt immer noch, wie man alles gibt, wenn du beschlossen hast, alles zu geben.«

»Und selbst damit ziehe ich in neun von zehn Fällen den Kürzeren.«

»Du hättest Boxer werden sollen«, sagte einer von New Yorks unbesungenen Meistertrainern zu mir.

»Dafür haben mir der billige Wein und die langen Nächte zu gut gefallen.«

»Ein Bart wie deiner gehört in den Ring.«

Ich bin glattrasiert. Gordo machte mir Komplimente für mein Kinn aus Eisen.

»Wenn man lange genug auf mich eindrischt, gehe ich zu Boden wie alle anderen auch«, sagte ich.

»1989 hättest du jeden Halbschwergewichtler verprügeln können.«

»Irgendjemand hätte mich geschlagen.«

»Dieser Jemand warst du selbst«, entgegnete Gordo mit Nachdruck. »Du hast dich hängen lassen, anstatt stolz und aufrecht zu stehen.«

Ich richtete mich auf, wandte den Kopf und sah meinen besten Freund und schärfsten Kritiker an.

Auch Gordo war klein, irgendwo zwischen eins fünfundsiebzig und eins achtundachtzig. Nach amerikanischem Rassenverständnis war er schwarz, obwohl seine Haut in Wirklichkeit eher die Farbe von ungegerbtem Leder hatte, getönt von einem Leben voller Schwielen, harter Schläge und Gebrüll. Das Blut war ihm so oft ins Gesicht geschossen, dass seine Visage in einer Art Dauerwutfärbung dunkel geworden war.

Ich keuchte immer noch. Schließlich war ich über fünfzig.

»Warum machst du dich immer selber so runter, LT?«, fragte der altgediente Trainer. »Du hättest wer sein können.«

Er hätte nicht mit mir geredet, wenn einer seiner hoffnungsvollen Schützlinge beim Training gewesen wäre. Gordo gluckte über seinen jungen Boxern wie eine Krokodilmama über ihrer Brut.

Ich ließ mich auf den Boden fallen und klatschte mein nasses T-Shirt gegen die Wand.

»Ich war einfach nicht der Typ, G. Ich wäre nie mit irgendeiner Form von Ordnung und Disziplin klargekommen.«

»Du weißt jedenfalls, wie man drei Mal die Woche gegen den Sandsack haut.«

»Reicht das?«

Der kleine Mann mit der mürrischen Miene runzelte kopfschüttelnd die Stirn, gleichermaßen Ausdruck seiner Missbilligung wie Antwort auf meine Frage. Er wandte sich ab und humpelte zu seinem Büro auf der anderen Seite des großen niedrigen Raumes.

Nach etwa fünf Minuten war ich wieder auf den Beinen. Ich tätschelte den Sandsack drei, vier Mal, bevor meine Knie und Hüften den Rhythmus aufnahmen. Nach einer Minute hatte ich mich in eine Art Raserei gesteigert. Vorher war ich bloß wütend gewesen, jetzt war ich verzweifelt.

Ich glaube, ich ging nur zu Gordo's, um mir von ihm in den Arsch treten zu lassen. Unsere Freundschaft gründete auf dem simplen Umstand, dass er nie hinterm Berg hielt. Ich war ein Versager, weil ich kein Boxer war – zumindest in seinen Augen. Es hatte ihm nie etwas ausgemacht, wenn seine Jungs verloren, nur, wenn sie sich nicht anstrebten.

Ich schlug mit allem, was ich hatte, auf diesen Sandsack ein. Schweiß strömte über mein Gesicht, meinen Rücken und meine Schenkel. Ich fühlte mich leichter und leichter, stärker und stärker. Einen Moment lang teilte ich Schläge aus wie ein echter Fighter in einem Titelkampf; der Außenseiter, der die Quotenmacher widerlegen will. Alles fügte sich, und ich war mit jeder Faser meines Körpers bereit.

Und dann entglitt mir das Gefühl wieder. Meine Knie wurden weich, und ich sank zu Boden. Ich hatte alles, was in mir steckte, rausgehauen.

Gordo lehnte sich auf seinem Bürostuhl zurück und spähte durch die Tür in meine Richtung. Er sah mich am Boden liegen und beugte sich wieder vor.

Zehn Minuten später rappelte ich mich auf.

Zwanzig Minuten später hatte ich geduscht und mich umgezogen. Mittlerweile waren einige Typen im Studio aufgetaucht. Keine Boxer, sondern Büroangestellte, die wissen wollten, wie es sich anfühlte, neben echten Sportlern zu trainieren.

Ich war schon auf dem Weg zur Treppe, als Gordo mich rief.

»LT.«

Der Besucherstuhl in seinem winzigen Büro ist ein Ringhocker. Darauf nahm ich Platz und atmete tief ein.

»Was ist los mit dir, Junge?«

»Es ist nix. Überhaupt nichts.«

»Nichts, hm-hm«, meinte der Mann, der mich so gut kannte, wie alle sagten. »Seit mehr als einem Jahr kommst du hierher und prügelst hart und lange genug auf diesen Sandsack ein, dass ein junger Mann einen Herzkasper davon kriegen würde. Du hast schon vorher nicht besonders freundlich gewirkt, aber jetzt lassen dich sogar die Klugscheißer in Ruhe. Erzähl mir nicht, es wäre nichts. Hm. Es ist irgendwas, und es wird schlimmer.«

»Ich habe es im Griff«, sagte ich.

»Rede mit mir, Leonid.« Gordo sprach mich nie mit meinem Vornamen an. Im alltäglichen Geplänkel nannte er mich Junge, LT oder McGill. Aber jetzt hatte er seinen Humor verloren.

»Du hast mir mal gesagt, dass du nicht wissen willst, womit ich mein Geld verdiene«, sagte ich in einem allerletzten Versuch, ihn abzuwimmeln.

Der alte Mann grinste und tippte sich mit den vier Fingern seiner linken Hand an den Kopf.

»Ich bewahre hier oben mehr schmutzige Geheimnisse auf als ein einarmiger Bandit Münzen«, sagte er. »Ich wollte nichts über deine Geschäfte erfahren, weil ich wusste, du hättest nicht mehr herkommen können, wenn du darüber geredet hättest.«

Um ein guter Trainer zu sein, musste man Lehrer, Berater, Psychologe und Priester sein. Und, um wirklich gut zu sein, außerdem noch ein unverfrorener Lügner.

»Du kannst es schaffen, Junge«, sagt ein Trainer, wenn sein Mann mit einem zugeschwellenen Auge nach Punkten hinten liegt.

»Er wird müde. Das ist der Moment, voll drauf zu gehen«, sagt der Trainer, wenn der Gegner grinsend in seiner Ecke auf und ab hüpf.

Vorher hatte Gordo nichts von meinen dubiosen Machenschaften wissen wollen. Aber vorher gab es nicht mehr, wir hatten nur jetzt.

Trotzdem konnte ich ihm die Wahrheit nicht sagen. Ich meine, wie sollte ich gestehen, dass eine junge Frau nach zwanzig Jahren herausgefunden hatte, dass ich ihren Vater mit gefälschten Beweisen ins Gefängnis und letztendlich in den Tod geschickt hatte? Seine Tochter nannte sich Karma, und sie wollte mir unter Einsatz von Verführung und eines bezahlten Killers ihre eigene Ermordung in die Schuhe schieben. Ich tötete den Killer, aber die junge Frau, Karmen Brown, starb trotzdem in meinen Armen, auf ihren Lippen blutige Spucke und Flüche.

Mit ihrem letzten Atemzug hat Karmen mich verflucht.

»Sagen wir einfach, ich habe erkannt, dass ich einiges falsch gemacht habe«, erklärte ich. »Und jetzt versuche ich, den Weg zurückzugehen und, was ich kann, wiedergutzumachen.«

Gordo betrachtete mich, ohne einen seiner eigenen Gedanken preiszugeben.

»Ich hab da einen Jungen, der mir erzählt, er könnte ein Mittelgewichtler werden«, sagte er schließlich. »Das Problem ist bloß, dass er denkt, er ist ein Künstler und muss nicht arbeiten. Kommt hier rein, vermöbelt ein bisschen Ausschuss und hält sich für Marvin Hagler oder was weiß ich wen.«

»Ach ja? Und wie heißt er?«

»Punterelle, Jimmy Punterelle. Italiener. Er kommt in den nächsten drei Tagen bestimmt hier trainieren. Wenn ich ihm ein fünfzig Jahre altes Schlachtross in den Ring stelle, setzt er sein fettes Grinsen auf und drischt drauflos.«

Ich tat so, als würde ich ein oder zwei Momente darüber nachdenken und sagte dann: »Okay.«

Es war Gordos knappes Lächeln, das meine Traurigkeit irgendwie linderte. Tatsächlich war er auch mein Beichtvater, und Jimmy Punterelle würde mein Ave-Maria werden.

3

Ich hatte nachgesehen, ob auf meinem illegalen Handy Nachrichten eingegangen waren, aber Roger Brown hatte sich nicht gemeldet. Deshalb fühlte ich mich, zurück auf der Straße, leichter und beschwingter. Vielleicht würde doch alles gut werden. Es war egal, wenn mein Klient nur von drei Kanailen erfuhr. Es war vollkommen egal.

Ich ging zur 39th Street und weiter zum Tesla Building zwischen der 6th und der 7th Avenue.

»Hallo, Mr. McGill«, begrüßte mich Warren Oh. Warren war einer der Wachmänner, die wochentags hinter einem Podium aus grün-weißem Marmor unter einer Wandplastik aus dunkelrotem und weißem Stuck in der Lobby des schönsten Art-Deco-Gebäudes der Welt standen.

Das Relief stellte große klobige Männer und Frauen dar, die unter einem romanisch anmutenden Bogen hindurch spazierten oder marschierten, der sich vor einem azurblauen Himmel aus Kacheln abhob. Sie waren alle weiß, doch das konnte ich als rassistische Wunscherfüllung der Dreißiger hinnehmen.

»Hallo, Warren«, grüßte ich zurück. »Ich hab Sie eine Weile nicht gesehen. Wo waren Sie?«

»Unten in der Heimat. Meine Mutter war krank.«

»Wie geht es ihr jetzt?«

»Gut, gut. Danke der Nachfrage, Mr. McGill.«